

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 289.

Sonntag, 10. Dezember.

1916.

Und das Glück kam.

(Schluß.)

Von Elisabeth Fries.

(Nachdruck verboten.)

„Ja, nicht wahr? Es freut mich, daß du das auch denkst.“ Maria stand auf und kam zu dem Bruder herüber. „Philipp“, sagte sie leise und sah ihn in zärtlicher Besorgnis an, „ich weiß nicht, ob du es merkst — ich — ich glaube, Nellie sieht dich.“

Sie errötete leise. Es war doch schwerer gewesen, als sie gedacht hatte, obwohl sie es sich so oft vorgenommen hatte, den Bruder bei der ersten Gelegenheit darauf aufmerksam zu machen, damit er nicht achtlos an seinem Glück vorüberging. Aber nun kam sie sich entsetzlich unanzüchtig vor und wagte nicht, ihn anzusehen. Erst nach einer ganzen Weile fiel es ihr auf, daß er gar nicht geantwortet hatte. Sie stand noch immer neben seinem Stuhl und sah nun endlich auf ihn hinunter. Er blickte mit weit geöffneten Augen wie in weltweite Fernen. Sein gebräuntes Gesicht war tief erbläut und sah traurig und vergrämt aus.

„Bist du mir böse?“ fragte Maria schüchtern.

„O nein, kleines Mädel, wieso? Weil ich nicht antwortete? Ich dachte nur — ach, ich dachte an Dinge, die du noch nicht verstehst“, schloß er mit einem Versuch zu lächeln, der kläglich mißlang.

Maria hütete sich, näher auf die Angelegenheit einzugehen, es war fürs erste genug, daß sie den Bruder aufmerksam gemacht hatte!

Philipp war nicht so überrascht, wie Maria dachte. Hin und wieder war ihm im Verkehr mit Nellie der Gedanke aufgetaucht: Sie liebt dich ja! wenn sie so ganz unbefangenen Blickes durchblicken lassen, daß ihr das Zusammensein mit ihm am liebsten war, ja das einzige, worauf es ihr ankam. Aber es war doch etwas anders, wenn ein anderer dies aussprach. Das gab der Sache ein ganz verändertes Ansehen. So lange hatte er es nur für eine Eitelkeit — die ihm im allgemeinen allerdings sehr fern lag — halten können; wenn nun aber schon die Familienglieder ihre Betrachtungen anstellten, so war es höchste Zeit für ihn, selbst Stellung zu nehmen. Denn er fühlte sich an Affen gebunden. Er hatte ihr zum Abschied gesagt: Sie wissen, daß ich allezeit für Sie da bin. Das bedeutete soviel als: Ich warte, und wenn du ruffst, komme ich sofort. Wer konnte wissen, ob nicht jetzt, zu dieser Stunde, ihr Ruf an ihn unterwegs war? Und mühte sie nicht an allem irre werden, wenn er inzwischen nichts Besseres zu tun gewußt hätte, als sie zu vergessen und sich mit ihrer Schwester zu verloben? Nellie war jung — gewiß, sie würde es nicht tragisch nehmen, wenn diese erste Liebe sich nicht erfüllte. Aber es war selbstverständlich nötig, daß er sein Verhalten danach einrichtete.

Nellie war zuerst erstaunt, dann entrüstet und schließlich tief unglücklich über die Veränderung, die mit Philipp vorgegangen war. Zwar war er nach wie vor höflich und zuvorkommend, aber nichts mehr. Das junge Mädchen rästelte, was er ihr übel genommen haben könnte; sie gab sich die größte Mühe, es zu erfahren, und fragte ihn endlich geradezu danach. Philipp war erstaunt.

„Was sollte ich Ihnen übel genommen haben?“ fragte er, „haben Sie ein schlechtes Gewissen?“

„Nein, das ist es gerade. Ich weiß nichts. Aber ich sehe doch, daß Sie verändert sind, und möchte den Grund erfahren.“

„O — es ist nichts —“

„Nichts?“ rief das junge Mädchen erregt. „Um nichts können Sie nicht sich so geändert haben — oder sind Sie launisch? Launen verabscheue ich.“

„Wie reizend sie ist in ihrem Bona!“ ging es ihm durch den Sinn, aber er mochte sich nicht eingestehen, daß es ihm weh tat, sie nicht versöhnen zu können. Er versuchte, sie abzulenken.

„Sind Sie auch nicht ein klein bißchen launisch?“ fragte er. „Überlegen Sie —“

Nellie errötete noch mehr. „Gewiß haben Sie sich irgend eine Kleinigkeit von mir gemerkt und wollen sie mir jetzt vorhalten. Das finde ich unedel!“

„Unedel — launisch, um einen solchen Menschen würde ich mich gar nicht kümmern!“ Damit dachte er der Unterhaltung eine herzliche Wendung zu geben. Aber er erreichte das Gegenteil.

„Das ist meine Sache. Und ich will wissen, was Sie gegen mich haben!“ trockte sie und stellte sich kampfbereit vor ihm auf.

Ihm tat das Herz weh, daß er ihr Schmerz bereiten mußte, denn er sah wohl, daß es ihr nahe ging.

„Bin ich denn ewig nur zum Abwarten und Zusehen verurteilt?“ dachte er gequält. O, daß er jetzt frei hätte handeln können, wie ihn ein heißes Verlangen trieb — wie hätte er das holde Geschöpf an sein Herz nehmen und ihr sagen wollen, daß auch er nichts Besseres verlange, als immer bei ihr sein zu dürfen!

Nellie hatte endlich begriffen, daß — aus welchem Grunde, mochte der Himmel wissen — die Tage der schönen Vertraulichkeit mit Philipp unwiederbringlich dahin waren. Sie grämte sich unsagbar, und in der Kunst der Verstellung gänzlich ungelübt, ließ sie sich völlig gehen in ihrem Kummer. Sie hatte zu nichts Lust; die Streifereien durch die Garteninsel, an denen sie anfänglich mit Begeisterung teilgenommen hatte, ermüdeten sie, was zur Not mit der ungewohnten Hitze entschuldigt werden konnte. Aber auch gegen Abend, wenn es kühl war, blieb sie müde und blaß in ihrem Liegestuhl und war nicht zu bewegen, sich an einer Fahrt auf dem Flusse oder am Tennisplatz zu beteiligen.

Frau Heubach war recht verdrießlich. Sie liebte den sorglosen, heiteren Lebensgenuß über alles und ging Unannehmlichkeiten, so weit sie konnte, aus dem Wege. Nach diesem Grundsatz hatte sie sich auch bei der Erziehung ihrer Kinder verhalten und gefunden, daß sich immer schließlich alles friedlich gelöst hatte. Aber Nellies Verhalten störte alle Freude, und als sich das junge Mädchen kurz vor Randolphs Hochzeit hinreißend lieb, zu versichern, sie freute sich kein bißchen darauf, war es mit der Geduld ihrer Mutter zu Ende. Sie

redete ein ernstes Wort mit ihrem Töchterchen, nachdem der Arzt, den sie zu Räte gezogen hatte, versichert hatte, von einem Leiden irgend welcher Art könne bei der jungen Dame keine Rede sein.

Wenn Philipp auch nicht alles wußte, was in der Familie vorging, so war das, was er davon sah und hörte, schon völlig ausreichend, um zu seinem verschwiegenen Leid noch ein Gefühl peinlicher Beschämung hinzuzufügen.

Konsul Heubach, der ihm von jeher außerordentlich wohlwollend entgegengekommen war, hatte ihm seit seiner Anwesenheit auf den Inseln große Beweise des Vertrauens gegeben. „Durch Maria gehören Sie nun mit zur Familie“, hatte er mit einem Lächeln gesagt, des unsicher erkennen ließ, daß ihm eine noch nähere Zugehörigkeit auch nicht unwillkommen sein würde. Philipp verstand ihn wohl. Es entsprach ganz der großzügigen Gesinnung des Konsuls, wenn er annahm, er ließe sich durch unangebrachte Bescheidenheit zurückhalten, um Rollen zu werben, und ihm daher zu verstehen gab, daß solche Bedenken gegenstandslos seien.

Dies alles wirkte zusammen, um die Zeit, die für alle so schön hätte sein können, für Philipp geradezu zu einer Pein zu gestalten. Randolph, der durch Maria einen tieferen Einblick in den Seelenzustand des Freundes hatte, konnte es endlich nicht länger mit ansehen. Seiner einfachen und unbesümmerten Natur, die in erster Linie an sich selbst dachte, war Philipp unverständlich. In der Mühle kam er eines Tages zu ihm in das Laboratorium. Er sah einen Augenblick Philipp schweigend zu, der ruhig weiterarbeitete.

„Du — hör mal, ich möchte dir etwas sagen“, begann er in leichter Verlegenheit. „Es geht mich zwar nichts an, aber ich möchte gern wissen, warum du dich so quälst?“

„Tue ich das?“ fragte Philipp, ohne in seiner Arbeit innezuhalten. „Wie kommst du darauf?“

„Gott — sieh mal, man braucht dich ja nur anzusehen.“

„Aber das tust du doch gar nicht! Du hast nur Augen für deine Braut, wie es auch ganz in Ordnung ist.“

„Phil, so kommen wir nicht weiter. Du willst mir ausweichen, und du weißt sehr gut, daß ich mich von selbst nicht gern in die Angelegenheit anderer mische.“

„Warum tust du es denn?“ fragte Philipp schroff.

„D — das weißt du nicht?“ sagte Randolph in auf-
lösenderm Zorn. „Weil ich nicht länger mit ansehen will, wie du — wie du —“

„Nun — was denn?“ Philipp schien äußerlich ganz ruhig, nur ein leichtes Ritzern der Nasenflügel verriet, daß er innerlich erregt war.

„Wenn du es durchaus wissen willst — wie du dein Leben ruinierst“, brach Randolph los. Er war kein Diplomat, und es war nicht seine Sache, einem Gespräch vorichtig die gewünschte Wendung zu geben.

„Ich möchte nur wissen, wie du mich daran hindern willst, wenn ich es wirklich tue“, sagte Philipp verstockt. Er durfte sich nicht merken lassen, wie es ihn rührte, daß alle ihm helfen wollten — ihm, dem niemand helfen konnte!

Die ausländische Post hatte sich ungewöhnlich verzögert. Man hörte von Sturm im Atlantischen Ozean, durch welchen die Schiffe teilweise beträchtlich später ihren Bestimmungsort erreicht hatten. Frau Heubach, die auf Nachrichten über das Befinden ihres Schwieger Sohnes wartete, war in großer Unruhe, bis der erste Brief von ihrer Tochter kam. Mit der gleichen Post erhielt Philipp ebenfalls einen Brief von Mir. Er lautete:

„Mein lieber Freund!

Wie Sie von meinen Eltern gehört haben werden, war Viktor sehr krank. Viele Tage und Nächte schwebte er in Lebensgefahr. Einmal stand es so schlimm, daß er, der sich als Arzt völlig über seinen Zustand klar war, selbst nicht dachte, daß er den Tag noch erleben würde. In jener Nacht gestand er mir,

wie sehr er unter unserer Entfremdung gelitten hat, und daß er gerne aus dem Leben schiebe, damit ich glücklich werden könnte.

Erlassen Sie mir die Einzelheiten, lieber Freund. Noch kann ich nicht über alles sprechen. Ich sehe jetzt vieles anders und erkenne, daß ich auch nicht frei von Schuld war. Später werde ich Ihnen vielleicht davon erzählen, heute will ich Ihnen nur sagen, daß wir uns endlich gefunden haben — so Gott will, für immer.

Es drängt mich, Ihnen dies zu schreiben, denn, nicht wahr, ich habe Sie doch richtig verstanden, damals beim Abschied? Und ganz leise reat sich in mir die Hoffnung, daß Ihnen vielleicht die Pflicht, die Sie freiwillig übernommen haben, lästig werden könnte. Darum sollen Sie wissen, so schnell es bei der großen Entfernung möglich ist, daß ich Sie von dieser Pflicht löse, und daß ich keinen innigeren Wunsch habe, als daß das Glück auch zu Ihnen kommen möge wie zu

Ihrer

Mir

Und das Glück kam.

— Ende. —



Stets sollst du offen sein
Im Leben und — im Dassen,
Woh edler dünkt es mir,
Das zweite ganz zu lassen.

Dans Gängen.

General August von Goeben.

(Zu seinem 100. Geburtstag, 10. Dezember.)

Vor 100 Jahren, am 10. Dezember 1816, wurde der preussische General August v. Goeben, einer der bewährtesten Paladine Kaiser Wilhelms I., geboren. Er war 1835 Leutnant im 24. Infanterie-Regiment geworden, nahm aber schon 1836 seinen Abschied aus preussischen Diensten, um aus innerster Überzeugung heraus für Don Carlos, den durch die Pragmatische Sanktion vom 29. März 1830 von der Thronfolge ausgeschlossenen zweiten Sohn König Karls IV. von Spanien zu kämpfen. Es war im Frühjahr 1836, als August v. Goeben, in die einfache Kleidung eines baskischen Bauern geküßt und von Schleichhändlern geleitet, auf schmalen, kaum der Gebirgszige wegsam erscheinenden Fußstegen die Felsentäler des Bosphrenäen durchmaß und das erste karlistische Dorf erreichte. Dank seiner hervorragenden militärischen Ausbildung fand er im Heer von Don Carlos schnell als Offizier Anstellung im Generalstab, später im Geniecorps, und focht während des ganzen spanischen Karlistenkrieges 1836/40 zu erst unter General Garcia. Fünfmal wurde er verwundet. Bei Kriegsschluss war Goeben Oberleutnant, und er kehrte, nachdem die Vernichtung der Karlisten endgültig besiegelt war und auch Don Carlos selbst seine Sache vollständig preisgegeben hatte, auf recht abenteuerlichen Wegen nach Deutschland zurück. Goeben waren von der ihm unterstellten Truppe schließlich nur drei Mann übrig geblieben. Auch von diesen verschwand noch zwei, nur der dritte, der Bursche Mario Balero, blieb seinem Herrn treu. Verfolgt und gehetzt vom Feind, flüchteten die beiden nun Tag und Nacht, bis sie, zu Tode ermattet, endlich nach Roynela, dem Heimatdorf Marios, kamen, wo Goeben sich einen Tag hindurch im Hause des Pfarrers verborgen hielt. Dann stellte er sich dem Gouverneur der Festung Teruel zur Verfügung, der ihm einen Paß zur französischen Grenze gab. Am 21. Juni 1840 in aller Herrgottsfrühe verließ Goeben ganz allein — Mario Balero war in seinem Elternhaus zurückgeblieben — Teruel, wurde aber unweit der Stadt von Straßenbanditen menschlerisch überfallen, verwundet und all seiner Habseligkeiten beraubt. Sechs volle Wochen mußte er im Terueler Hospital zubringen, dann zog er über Valencia und Murviedro nach Grao und schiffte sich am 8. August auf einem kleinen Rauffahrer nach Barcelona ein. Nach mühseligen Märchen, bei denen Brombeeren, am Wege gepflückt, seine einzige Nahrung waren, gelangte er schließlich, von allen Hilfsmitteln

entblöht, an die französische Grenze. Jubelnd überstieg Goeben die Pyrenäen. Am 16. August traf er in Berrignan ein, wo er der Präfekt vor die Wahl stellte, entweder mit seinem Oberstleutnantsgrad in die Fremdenlegion einzutreten, oder aber mit Zwangspass in die Heimat befördert zu werden. Kurz entschlossen wählte Goeben das letztere. Als Antwort hierauf wurde ihm jedes fernere Verweilen in Berrignan, bis zum Eintreffen von Geldmitteln aus der Heimat glatt abgeschlagen; er bekam seinen Pass und mußte weiter wandern.

Am 18. August trat er den beschwerlichen Fuhrmarsch in sein Vaterland an. Wie jeder Landstreicher empfing Goeben die in Frankreich übliche Weilenunterstützung. An der deutschen Grenze hörte das Begehrt auf, und neue Entbehrungen wurden sein Los. Nacht für Nacht mußte Goeben nun wieder unter freiem Himmel nächtigen und mit unreifem Obst, das von den an den Straßen stehenden Bäumen abgefallen war, seinen Hunger stillen. Schließlich kam er nach Darmstadt, wo ihm nach vergeblichem Obdachsuchen bei der Polizei eine kleine Unterstüßung, die er von einem gutmütigen Wandergesellen empfing, ein Unterkommen in der Darmstädter Herberge zur Heimat ermächtigte. Zum erstenmal seit langer Zeit konnte er wieder in einem bescheidenen Bett sich zur Ruhe begeben. Dies war Goebens erster Besuch in Darmstadt; das zweite Mal, 1849, wurde er, zusammen mit einem preussischen Prinzen, mit Staatskarosse vom Bahnhof abgeholt. Das dritte Mal, im Jahre 1866, rückte er als General an der Spitze seiner siegreichen Truppen unter klingendem Spiel in dieselbe Stadt ein, wo er ein Vierteljahrhundert vorher die Polizeibehörde vergeblich um ein Obdach angesprochen hatte. Niemals hat Goeben seinen mühseligen, entbehrungsvollen Zwangsfuhrmarsch von Spanien nach Deutschland, diese trübste Episode seines Lebens, vergessen, und eingedenk dessen hat er später Hilfsuchenden und Bedrängten stets seine besondere Fürsorge zugewendet. Einst war er, um nur ein Beispiel hierfür anzuführen, als kumm indierender General des 8. Armeekorps in seiner Garnison Koblenz mit seinem Adjutanten bei einem Bettler vorübergegangen. Nach kurzer Weile kehrte er um, beschenkte den Armen und sagte zu seinem Begleiter: „Wem es so schlecht gegangen ist wie mir, der darf keinen Bettler anerkennen am Wege stehen lassen.“ Als spanischer Oberstleutnant und armer Karlistenkämpfer, aber „reich an Ehren und Wunden“, war August v. Goeben am 2. September 1849 in seinem Vaterhause angelangt, zwei Jahre später wurde er als Leutnant im preussischen 302. wieder eingestellt. Nun ging es schnell die militärische Stufenleiter hinauf: 1861 war Goeben schon Generalmajor, 1865 Generalleutnant; im Sommer 1870 wurde er General der Infanterie und erhielt das Kommando über das 8. Korps. Er hat 1864 und 1866 tapfer gestritten, und seine Heldentaten im deutsch-französischen Kriege, vor allem der Sieg von St. Quentin, am 19. Januar 1871, bilden unvergängliche Blätter in seinem Ruhmeskranz. Am 13. November 1880 ist Goeben nach kurzem Krankenlager in Koblenz gestorben. „Per aspera ad astra“ war er, wie er selbst geschrieben hat, in seiner irdischen Laufbahn emporgestiegen, und stets hat er mit dankbar-demütigem Herzen den Segen empfunden, der sein Wirken sichtbar begleitet hat.



Aus der Kriegszeit.

„Deutschrufe“. Von unterrichteter Seite wird uns mitgeteilt: Im Verkehre mit den vielen Tausenden Deutschrufen in unseren Kriegsgefangenenlagern macht man die auffallende Beobachtung, daß unseren Stammesbrüdern in Rußland der ihnen von uns gegebene Sammelname vollkommen fremd, ja direkt unverständlich ist. Besonders tritt die Erscheinung im Verkehre mit den immerwährenden Steppenbauern zutage. Bei den schwierigen Versuchen, sich mit ihnen über eine für sie zutreffende und ihnen genehme Bezeichnung zu einigen, wirft man naturgemäß die Frage auf, wie sie sich selbst benennen und erfährt erstaunt, daß sie „Deutsche“ sind, Deutsche und nichts als Deutsche. Als solche bezeichnen sie sich selbst im nationalen Gegensatz zu allen sie umgebenden Völkern, wie Russen, Tataren, Moldawiern (Rumänen), Juden, Armeniern u. s. w., und als solche wollen sie auch bei uns anerkannt sein, weil nach ihren Begriffen, entsprechend der

Auffassung des Ostens von den nationalen Einheiten, das Deutschtum einen von ihrer Existenz untrennbaren Charakter bildet. Für sie kommt dabei die Staatsangehörigkeit überhaupt nicht in Frage, Nationalität hat mit Staat verständlich wird, wenn wir bedenken, daß einerseits Rußland in Wirklichkeit kein Nationalstaat, sondern ein Nationalitätenstaat ist und daß andererseits die Vorfahren der heutigen Deutschen Steppenbauern nach Rußland gezogen sind (1769 bis 1809), als „deutsch“ auch nur einen völkischen, aber keinen Staatsbegriff bedie. Man muß den Steppenbauern bei ihrem Anbruch auf die Bezeichnung „Deutsche“ Bogel und Folgerichtigkeit zuerkennen, muß es aber andererseits ablehnen, wenn sie uns nicht als „Deutsche“, sondern nur als „Deutschländer“ gelten lassen wollen. Schließlich sehen sie auch ein, daß sie auf deutschem Boden einer überwältigenden Mehrheit gegenüberstehen, die aus Zweckmäßigkeitsgründen nicht darauf verzichten kann, sie als „Deutschrufen“ zu bezeichnen, wenn nicht eine vollkommene Begriffsverwirrung eintreten soll. Unter sich aber sind und bleiben sie auch weiterhin die „Deutschen“ schlechthin, das Wort „Deutschrufe“ ist von ihrem Standpunkt ein bloßes Zugeständnis an die Zweckmäßigkeit, denn an sich ist es in ihren Augen eine Unmöglichkeit: Deutsch und Russisch sind für sie unvereinbarliche Gegensätze, wie etwa Deutsch und Tatarisch oder Russisch und Türkisch. Auf die Einwendung, daß sie, als in Rußland geboren, doch unbekannt ihrer Nationalität „Russen“ sind, kann man leicht die Gegenfrage hören: Und wenn ein Nash im Pferdestall geboren wird, ist es deshalb ein Kofhen? Der gelehrte Europäer kann angesichts dieser schlagenden Gegenstände nicht Pefferes tun, als vor einer Weisheit, die nicht aus der Blickestrube, sondern aus der Tiefe des Masseempfindens stammt, das Feld zu räumen.

Heiteres aus dem Leben Hans Richters. Hans Richter, der in Votrents gestorbene Wagner-Dirigent, war nicht nur durch sein musikalisches Genie berühmt, sondern auch durch den Humor, der seine ganze Persönlichkeit scharf charakterisierte. Besonders in England, wo Richter jahrelang als Dirigent der großen Orchester in Manchester und London lebte und geleitet wurde, waren stets eine Menge mehr oder weniger wahrheitsgetreuer heiterer Anekdoten über seine Person in Umlauf. Als Richter, der unermüdet sprach und vom Englischen keine Abnung hatte, zum erstenmal nach Manchester kam, wurde er gleich durch seine Wortspiele und Verdrehungen bekannt. Als seine Gattin sich infolge des ungewohnten Klimas nicht wohl fühlte und ein Engländer sich nach ihrem Befinden erkundigte, erwiderte Richter: „No, not better; if she does not lie she swindels!“, d. h.: „Nicht besser, wenn sie nicht lügt, dann schwindelt sie“, während Richter sagen wollte: „Wenn sie nicht liegt, hat sie Schwindel.“ Ein andermal begutete Richter seine Frau in ein Seebad und verlangte am Billettstalter ein einfaches und ein Rückreisebillett mit den ins Deutsche überfertigen Worten: „Bitte zwei Billets, eines für mich zum Zurückkommen und eines, damit meine Frau nicht zurückkommt.“ — Als Richter für ein Londoner Stimmkonzert die Proben eines Sinfonie von Mozart leitete, war er sehr unzufrieden, weil eine besonders seine Felle nicht mit der nötigen Jactheit gelang. Er ließ sie immer wieder ausführen, doch, da sie ihm noch immer zu rauhe saßen, rief er schließlich den Musikern zu: „Bitte, pianissimo, meine Herren — nicht Suftragettenmusik.“ — Ein andermal dirigierte Richter die Proben zu Tchaikowskys „Romeo und Julia“. Da die Violinen aber eine leidenschaftliche Stelle mit zu wenig Ausdruck spielten, meinte er: „Die spielen alle wie gelesene Chemänner, meine Herren, während Sie wie Viehhändler spielen sollten.“ — Es ist bekannt, daß Richter mehr, als ihm lieb war, von Komponisten oder Sölden, die es sein wollten, aufgesucht wurde mit der Bitte, ihre Werke zur Aufführung zu bringen. Darum wurde er mitunter geradezu menschenleer, und oft witterte er hinter einer harmlosen Höflichkeit einen „musikalischen Angriff“. Einmal bot ihm in eines Gesellschaft ein unbekannter Herr eine Zigarre an, worauf Richter ihn lange argwöhnisch musterte und schließlich in die Worte ausbrach: „Saben Sie vielleicht eine Sinfonie geschrieben?“

Der erfinderische Hundebesitzer. Ein Tierfreund, der anscheinend seinen Hund vor den Unannehmlichkeiten des in Paris vorgeschriebenen Maulkorbtragens bewahren wollte, kam zu diesem Zweck auf eine sehr originelle Idee. Seit Tagen wurde nämlich, wie „L'Ouvrier“ erzählt, in einer Straße des Pariser Montmartre ein Hund beobachtet, der sichtbarlich einen Maulkorb trug, jedoch jedesmal, wenn er gähnte oder aus einem anderen Grund das Maul öffnete, sich zur größten Verblüffung aller Zuschauer plötzlich als maulkorblos erwies. Der Besitzer — ein Maler — hatte dem Hund nämlich den Maulkorb auf die Schnauze — gemalt.

Schach

Alle die Schachische betreffenden Zuschriften sind an die Redaktion des „Wiesb. Tagblatt“ zu richten und mit der Aufschrift „Schach“ zu versehen. Organ des Schachvereins Wiesbaden.

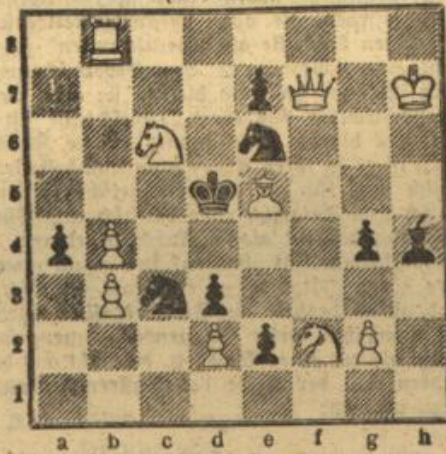
Redigiert von H. Diefenbach.

Wiesbadener Schachverein. Spielgelegenheit Samstags und Mittwochsabends im Café Maldaner in der Marktstraße. Hauptspielabend: Samstags.

Wiesbaden, 10. Dezember 1916.

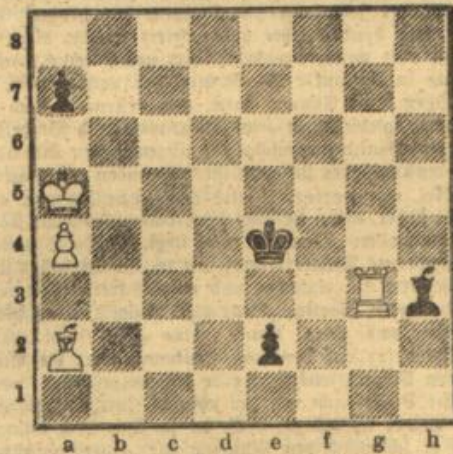
Aufgaben.

507. Theodor Bode, Wiesbaden. (Urdruck.)



Matt in 3 Zügen.

Endspielstudie.



Weiß am Zuge macht remis.

Diese geistreiche Studie wurde vor längerer Zeit in einer amerikanischen Schachzeitung ohne den Namen des Verfassers veröffentlicht.

Die Lösung zeichnet sich durch einige überraschende Wendungen aus: 1. Lc2—d5† Ke4—d4. Auf jeden anderen Königszug kommt Weiß zu Tg3—e3 und kann dann den Turm für den Bauern opfern, weil Schwarz in dieser Stellung mit Läufer und Randbauer keinen Gewinn hat. 2. Tg3—g1 Lh3—f1. Sonst geschieht Tg1—e1. 3. Tg1—g4† Kd4×d5. 4. Tg1—b4! e2—e1T. Wenn sich Schwarz eine Dame macht, so ist Weiß patt. 5. Tb4—b1! Te1×b1. Weiß ist patt.

Auflösungen.

503 (3 Züge). 1. Ld3, Ka2. 2. Dc2; 1. . . . , Ka4. 2. Dd5; 1. . . . , a×b2. 2. Lc2+.

504 (Selbstmatt in 2 Zügen). 1. Db2, a1S. 2. Da3, Sc2#. 1. . . . , a1L. 2. Dc3+, L×c3#. 1. . . . , To. D. 2. Dcl+, To. D×cl#.

Richtige Lösungen sandten ein: F. S., Dr. M., J. B., K. St., R. K. und A. Dl. in Wiesbaden, zu 503 auch Pionier Julius Cahn z. Zt. Brüssel.

Briefkasten.

— F. M. auf S. M. S. „Thüringen“. Bei der Aufgabe 503 scheidet 1. Kdl an 1. . . . a3—a2. Auf 2. D×c2† folgt natürlich 2. . . . K×D und Weiß verliert unzweifelhaft. Besten Gruß.

Schachwettkampf Lasker-Tarrasch.

Der Wettkampf, der soeben in Berlin zwischen dem Weltmeister Dr. Lasker und dem Nürnberger Großmeister Dr. Tarrasch ausgetragen wird, ist noch im Gange. Die fünfte Partie, die bereits einmal abgebrochen worden war, wurde am Donnerstag abend zum zweitenmal abgebrochen, und zwar beim 59. Zuge von Weiß (Tarrasch) in folgender Stellung: Weiß: Kg2, Db2, Ta1, Ld3, Se2, g3, Bb3, c4, d5, e4, f3, g4. Schwarz: Kc7, Dg7, Tc8, Lb7, Sd7, g5, Bb4, c5, d6, e5, f6, g6. Gestern abend wurde diese Partie fortgesetzt, mit welchem Ergebnis ist uns noch nicht bekannt, vermutlich aber mußte sie schließlich als unentschieden aufgegeben werden, obwohl Lasker, dessen Spiel einige Zeit recht beengt war, nach vorstehender Stellung etwas im Vorteil zu sein scheint. S'and nach der vierten Partie: Lasker 3, Tarrasch 0, unentschieden 1.

Rätsel-Ecke

(Der Nachdruck der Rätsel ist verboten.)

Bilderrätsel.

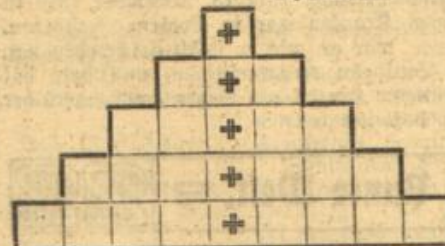


Ergänzungsrätsel.

. . . ktag, Wa . d . . . l, Te . . el, Ver . . . erung, In . . . , O . . . , Le . er, R . . . e, Be . . . tschaft, K . . . , . . tte, E . . ian, . . . rat, K , Bl . . . , . . dien.

Bei den obigen Wortteilen sind die Punkte derart durch Buchstaben zu ersetzen, daß sinngemäße Wörter entstehen und die hinzugefügten Buchstaben einen Sinnspruch ergeben.

Pyramide.



In die Felder der nebenstehenden Figur sind die Buchstaben A, E, E, E, E, F, E, I, I, I, L, L, L, M, NN, O, PP, RR, SS, T derart einzutragen, daß die mittelste senkrechte Reihe ein

mit uns verbündetes Reich nennt, und die vier wagenrechten Reihen ein Bauwerk, ein Fanggerät, ein Kleidungsstück und einen industriellen Betrieb nennen.

Auflösungen der Rätsel in Nr. 588.

Bilderrätsel: Reisebekanntheit. — **Ergänzungsrätsel:** Auch ein Rückzug kann zum Siege verhelfen. (Rauch, Bein, Brücke, Anzug, Kanne, Zulu, Ems, Siegel, Save, Ort, Helm, Ofen.) — **Die Späher:** Lauer, Lager. — **Tauschrätsel:** Fall, Lade, Falle, Hang, Biene, Molch, Stern, Birke, Banda, Rebe, Zobel, Reiter, Save, Tinte, Lamm, Bad, Rind, Kern, Kanne, Sattel, Kaste, Wespe, Fuß, Kiel, Pilz, Ceder, Haube, Fett. **Allgemeine Zivildienstpflicht — Zahlenrätsel:** Winterlager, Ilier, Nawa, Train, Ente, Riga, Liga, Ansa, Galle, Erlangen, Ratte. **Winterlager. — Rätsel:** Die Uhr.

U

nterhaltende
Blätter

Monatliche Freibeilage des
Wiesbadener Tagblatts



16. Jahrgang 1916.

Nr. 16.

Weihnachten 1916.

Von Clara Schelper, Wiesbaden.



(Nachdruck verboten.)

Die Jahre zerrinnen wie Träume, wie laftende Träume der Qual,
Die Erde in blutroten Flammen loht auf wie ein Höllenstrahl,
Weiß nichts mehr vom heiligen Frieden und nichts von der segnenden Ruh'.
— Millionen Helden erchlagen! Und Herdglück und Hoffen dazu.

Und wieder will Weihnachten werden! Christweihnacht — wie alle Jahr —
Das immer ein Festtag der Liebe, der süßesten Freude war,
Ein Tag voller Kindergebete, voll Jubel, voll Duft und Glanz,
Da flogen noch Märchen und Träume auf Schneeflockenflügeln zum Tanz.

Zehn Feinde reckten die Schwerter und Deutschland sprang zur Wehr,
Dreimal ist es draußen erklingen: Gott in der Höhe sei Ehr,
Dreimal schallen Weihnachtsgefänge, umtobt vom Schlachtengebraus,
Dreimal ist es .Weihnacht geworden und Vater und Sohn nicht zu Haus.

Dreimal!! Und Gott helfe uns allen aus diesen Tagen der Not,
Dort draußen den Kämpfern, die sterben nach höchsten Willens Gebot,
Hier drinnen den Betern und Duldern, die wartend am Wege steh'n,
Ob sie den Liebsten, den Fernen, auch wiederkommen seh'n.

Für Krieg und Sieg zu kämpfen, das gibt wohl ein Sterben im Leid,
Für Frieden, den Frieden zu bluten ist jeder Held bereit,
Für das heilige „Friede auf Erden“ zog jeder Deutsche sein Schwert.
Weihnacht! Du Fest der Liebe! mach' uns des Friedens wert.



Christmesse.

Von Mia Munier-Wroblewska.

(Nachdruck verboten.)



ellrosa glüht der Schnee im ersten Frühlicht, grausam schneidend ist die Kälte um Sonnenaufgang. Die Tannen stehen am Wegrand wie kleine rosenrote Pyramiden in ihrer übermäßigen Schneelast; ab und zu bricht knackend ein Ast, sonst ist es still, so still, daß man den Frost in der feierlichen Stille glaubt durch die rosenbelle Sonnenaufgangsröthe fliegen zu hören mit gläsern fliegenden Flügeln.

Und Marfa Feodorowna schleicht durch den knirschenden Frost und die rosenhelle Frühe zur Morgenmesse, schleicht gebückt am Stabe, in ihrem langen Pelzrock, die Pelzmütze tief über die Ohren und in die Stirn gezogen. Von ihrem alten, verwitterten Gesicht ist wenig zu sehen, ein paar Strähnen eisgrauen Haares, eine gekrümmte, gelbliche Nase und unter buschigen eisgrauen Brauen zwei rotgeränderte erloschene Augen mit glanzlosen Pupillen; den zahlosen Mund verbirgt der hochgeklappte Pelzragen. So schleppt die Alte sich dahin auf dem festgetretenen Fußspfad neben den silbergleisenden, in all dem rosig angeglühten Schnee bläulich-blauen Schlittengleichen zu Mitten des Weges. Sie hat der Farbenpracht so wenig Acht als der atemraubenden Kälte und läßt nur von Zeit zu Zeit einem einzigen Gedanken Spielraum in ihrem alten müden Gehirn: „Wird der Batjuscha (Pope) selbst die Messe lesen oder schläft er einen Raufsch aus und läßt den Diakon an seiner Statt Gottesdienst halten?“

Ein Rabe steigt von der Tanne auf und schreit heiser, roserot wie gefärbter Puder fällt der Schnee vom Ast. Der Rabenschrei hat der Stille ein Ende gemacht, das Mefsglöcklein der Waldkapelle zittert klagend durch die klare, eisige Morgenluft.

„Wasja hat gesagt, daß sie den Batjuscha gestern Abend im Dorf einfangen wollten, wenn er wieder mit dem Postmeister trinken gehen würde; Gott weiß, ob sie ihn erwischt haben, schwerlich! Der Diakon wird wie gewöhnlich die Messe lesen, der Batjuscha liegt betrunken im Bett.“

Marfa Feodorowna hustet, spuckt in den Schnee und kriecht langsam weiter durch den sich lichternden Wald. Vor ihr liegt die weiße Kapelle mit den schneebedeckten Zwiebelkuppeln; das Glöcklein verklingt zitternd, der Schnee knirscht unter Marfas Füßen, in der Morgensonne gleißeln die goldenen Kreuze auf den Kuppeln.

Aus der kristallklaren, reinen Frostluft in den süßlich beklemmenden Weihrauchnebel der Kapelle! — Marfa Feodorowna hustet heftig, der Krückstock zittert in ihren weichen, froststarrten Fingern, ihr magerer Körper wird geschüttelt, sie hört den Beginn der Messe nicht. Als der Anfall vorüber ist, merkt sie erst, daß der Diakon gelebriert.

„Gospodi pomilui,“ singt er mit tiefer klagender Stimme.

Marfa Feodorowna kniet auf den kalten Steinfliesen; ihre zitternden Lippen wiederholen erst mechanisch, dann sehnsüchtig die Worte: „Herr, erbarme dich!“

In der kalten, roten Morgensonne leuchten die Gewänder der Heiligenbildnisse tiefer. Mit starren Märtyrergesichtern schauen die Heiligen aus ihren goldenen Speeren gleichenden Gloriolen herab. Auf dem schneebedeckten Ast einer Tanne dicht am Kapellensfenster sitzt ein Dompfaff mit rot brennender Brust und guckt neugierig in den weihrauchdurchwallten engen Raum. Der Diakon blickt den Vogel an mit schwärmerischen, weltfremden Augen im mageren, krankhaft blassen Duldergesicht, inbrünstig singt er und Marfa Feodorowna betet, wie alle Tage seit ihrer Enkel Tode bald nach Beginn

des großen Krieges: „Herr, strafe die deutschen Heiden, die Ossip und Gregori umgebracht haben, vernichte sie alle und schick uns Nachricht von Afanassi. Amen!“

Die Sonne ist höher gestiegen; als Marfa Feodorowna Amen murmelt, blüht ein froher Strahl um die Altardecke, säumt die weiße Sutane des Diakon rosig und schlingt einen Goldreif um Marfas alte, schäbige Pelzmütze.

Nach beendeter Messe wird Marfa Feodorowna in die Sakristei gerufen zum Diakon; er hat einen Brief für sie. Marfa Feodorowna steht vornübergebückt, fest auf ihren Stock gestützt, und hört die Worte, die der Diakon ihr vorliest.

Und er liest so: „Am 10. September 1915. Geliebte Eltern, teure Großmutter! Ich teile Euch mit, daß ich lebe und gesund bin, ich hoffe das Gleiche von Euch. Ich bin in Deutschland und bin in Gefangenschaft, ich arbeite hier auf einem schönen Hof. Ach, was ist der Hof schön; er ist viel kleiner als unsere Höfe, aber was für Ställe und Scheunen! Ich habe auch genug zu essen, und es gefällt mir gut. Nahe vom Hof war vor einem Jahr die große Schlacht von Tannenberg, da sind Ossip und Gregori erschossen worden, und ich war verwundet und kam in Gefangenschaft. Jetzt hatten die Deutschen ein Fest an dieser Stelle gefeiert, und am andern Tage bin ich auf den großen Friedhof gegangen, es war Sonntag, und es war sehr gut dort, denn die Deutschen haben bei ihrem Fest alle Gräber geschmückt, nicht nur von ihren Soldaten, sie haben auch die Gräber geschmückt, in denen die Unsern liegen. Und Ossips Grab war mit Tannenzweigen, aber dem Gregori hat jemand Blumen hingelegt, weiße und rote Blumen. Das schreibe ich Euch, damit ihr Euch freut. Gott der Herr schütze uns alle, und ich hoffe auf Nachricht und grüße Euch gehorsamt. Euer Sohn und Großsohn Afanassi.“

Nun schleppt sich Marfa Feodorowna am Krückstock heimwärts durch den funkelnden Weihnachtswald, und der kleine Brief mit Afanassis steifen, ungelentken Buchstaben knirscht unter dem Pelz, der Jacke und dem Leinenhemd an ihrer alten, welken Brust. Sie murmelt leise vor sich hin auf dem langen Wege, bisweilen bleibt sie stehen, holt tief Atem und wischt mit dem Armel das salzige Naß aus den entzündeten Augen, dann schlürft sie weiter in ihren hohen Waljenkis (Stiefel eigener Arbeit bei den großrussischen Bauern) und murmelt undeutliche Worte von Afanassi, von Ossip und Gregori und von den geschmückten Gräbern; am häufigsten flüstert sie das verpönte, verachtete Wort „die Deutschen“.

Der weiße Wald steht schweigend und vernimmt ihre Rede nicht, die Dompfaffen und Meisen fliegen von Ast zu Ast und haben der alten Frau nicht Acht, nur die Sonne müht sich, ein wenig Wärme hinabzusenden auf die alte Marfa Feodorowna im winterstarrten Schneewald. — Der Tag ist vergangen, alle Nachbarn sind dagewesen, um die Nachrichten von Afanassi zu vernehmen, nun sind sie fortgegangen und es ist still geworden. Wasja ist in die Badstube gegangen, die Schwiegertochter kocht die Abendgrühe, Marfa Feodorowna sitzt in ihrer Ecke hinterm Ofen, hat die Hände gefaltet und blickt mit den glanzlosen Greisenaugen durch die tiefe Dämmerung der Stube in das rote Herdfeuer der Küche nebenan, und sie kämpft einen stillen, heißen Kampf: soll sie tun, was sie sich vorgenommen, soll sie es unterlassen? Was kümmern sie schließlich die drei verbannten Deutschen auf dem Nachbarhof?

Rote und weiße Blumen hat jemand auf Gregoris Grab gelegt. Gregori! Er war weißblond, groß und stark, sanft und immer fröhlich, — nun haben die deutschen Kugeln ihn getötet. Marfa Feodorowna schauert zu-

sammen, wiewohl es heiß ist in ihrer Ecke am großen Ofen. Gregori! Sie flüstert den Namen vor sich hin und streichelt die eigenen Kniee, als säße er noch darauf wie einst als kleiner Gluckskopf.

Rote und weiße Blumen! Wer hat sie ihm gebracht? Eine fremde deutsche Frau, eine Heidin, die keinen Schutzheiligen hat und nicht zur Gottesmutter betet? Aber vielleicht hat sie auch einen Sohn, der in den grausamen Schlachten mitkämpfen muß, in diesen Schlachten, die so viele töten. Ja, so viele!

Ossip haben sie auch getötet, und Ossip war der Großmutter Liebling. „Du mein Wolf, mein Falke!“ murmelt sie, „alle Mädchen im Dorf liefen Dir nach, Du warst dunkel und heiß wie die Nacht und das Feuer, Du tanztest und sangest und schossest besser als alle anderen. Ossip, wo bist Du nun? Haben die großen Kanonenfugeln der Deutschen Deinen jungen Leib zerrissen?“

Marfa Feodorowna faltet die Hände, sie will ihr gewohntes Gebet wiederholen zum tausendsten Mal: „Herr, strafe die deutschen Heiden,“ da sieht sie einen Grabhügel mit Tannenzweigen besteckt. Wer hat ihm die Tannen gebracht? Was wußte, der sie ihm brachte, von Ossip? — Nichts! Warum tat er es?

Marfa Feodorowna erhebt sich, — leise und heimlich zieht sie einen Beutel aus ihrem Bett und zählt im Finstern die harten Silberrubel, die er enthält.

„Wohin, Mutter?“ ruft die Schwiegertochter, als die Alte am Herd vorbei zur Tür humpelt.

„Ich komme bald zurück,“ sagt Marfa Feodorowna kurz.

Der Frost knirscht, es ist, als halte alles den Atem an in der tödlichen Umarmung der vernichtenden Kälte. Die Sterne flimmern seltsam nah wie unruhige Silberflämmchen. Vom Walde klingt das hungrige Heulen der Wölfe. So schnell, als die alten Beine sie tragen, eilt Marfa Feodorowna zum Nachbarhof. Eine Magd kommt aus dem Schafstall mit einer Laterne.

„Hör, Dunja, wo sind eure Deutschen?“

Das Mädchen weist mürrisch zum Stall zurück. „Im Verschlag links.“ Marfa Feodorowna muß husten, keuchend bleibt sie stehen; sie glaubt plötzlich den Diakon vorlesen zu hören: „Ich habe genug zu essen, und es geht mir hier gut.“ Sie tastet sich im Dunklen nach der Tür, ein Lichtschimmer aus dem von den Schafen abgetheilten Holzverschlag weist ihr den Weg.

Drei Männer sitzen dort um einen roh gezimmerten Tisch, ein Lichtstumpf gibt matte Helle, die Männer reden leise miteinander in ihrer fremden, unverständlichen Sprache und trinken dünnen Tee, dazu haben sie je ein Stück trockenes Schwarzbrot. Es ist bitterlich kalt im Stall, und die Internierten haben keine Pelze, nur leichte Sommerüberzieher.

Plötzlich steht Marfa Feodorowna vor den Dreien, sie will etwas sagen, aber sie kann nicht reden, ein

Würgen sitzt ihr in der Kehle, und vor ihren nassen Augen verschwimmen die Gestalten der deutschen Heiden in schwarzem Nebel. Mit zitternden Fingern legt sie sechs und eilig sechs blanke Rubel auf den Tisch, und lautlos, wie sie gekommen, verschwindet sie im Dunkel des Schafstalles.

Draußen steht sie still und lehnt sich erschöpft an die Wand. Sie hat so lange gespart zu einer neuen Pelzmütze, nun hat sie die Hälfte ihrer mühsamen Ersparnisse fortgegeben. Die Sterne glitzern, der Frost raubt ihr den Atem.

Da legt jemand die Hand auf Marfas Schulter, sie sieht auf. Der jüngste der drei internierten Reichsdeutschen blickt die alte Russin an mit tiefstehenden Augen, die von Hunger und Frost, von Heimweh und Verzweiflung reden und die doch in dieser Sekunde von Weihnachtsglanz erfüllt sind.

„Wir danken Ihnen,“ sagt er in ungeschminktem Russisch, „wir haben fast nichts mehr, und Weihnachten ist für uns doch das liebste Fest, nun haben Sie uns eine Weihnachtsfreude gemacht, die einzige, — wenn meine Mutter das wüßte,“ — er beendete den Satz nicht. Marfa Feodorowna streichelt mit der alten Hand seinen Armel.

„Eine deutsche Frau hat Ossip Tannenzweige gebracht und dem Gregori Blumen,“ sagt sie geheimnisvoll und lächelt freundlich, dann hebt sie die Hand, schlägt das Kreuz über Stirn und Brust des Fremden und flüstert: „Die Heiligen mögen Dich behüten . . .“

Während Marfa Feodorowna zurückgeht, hört sie die Deutschen singen, es ist ein fremdartiges, liebliches Lied. „Übermorgen ist das Fest der Geburt Christi,“ denkt Marfa Feodorowna. „Die Deutschen haben wohl keine Schutzheiligen, aber Christi Geburt ist ihr liebstes Fest, — wunderliche Leute!“

Das ferne Heulen der Wölfe mischt sich dem Gesang der drei Fremdlinge, und von der Dorfstraße hört man lachen und rufen: „Haltet ihn fest, Pieter Michailowitsch, eh! warte nur, heute entwischt Du uns nicht, morgen Abend sollst Du uns nüchtern in die Kirche kommen.“

„Heute fangen sie den Batjuschka ein,“ denkt Marfa Feodorowna befriedigt, sie atmet tief auf, es ist ihr nicht leid um die sechs Rubel, — nein, sie weiß, das Geld war so besser angewendet, als wenn sie zehn Kerzen der Gottesmutter gestiftet hätte, und in naivem Kindersinn denkt sie: „Nun wird auch wieder eine Hand zum neuen Jahr neue Blumen und Tannenzweige auf die Gräber dort weit, weit in Deutschland bei — wie hieß es doch nur? — bei Tannenberg legen, auf die einsamen Gräber von Ossip und Gregori.“

Und leichten Herzens humpelt sie heim durch den knirschenden Schnee unter den glitzernden, zuckenden Weihnachtssternen.

Die Summer-Mayonnaise.

Eine stille Kriegsgebeichte von **Belmutb ten Moor.**

(Nachdruck verboten.)

Der Unterstand ist eng und niedrig. Zeltbahnen sind unter der Rundholzdecke ausgespannt, die ständig herabrieselnde Feuchtigkeit aufzufangen; da es seit drei Tagen ununterbrochen geregnet hat, bauschen sie sich schwer von Nässe. Auf roh gezimmerten Wandbrettern und in kleinen, viereckigen Nischen, die in den Lehmwänden ausgehoben sind, liegen allerlei Vorräte aufgestapelt. Ein winziger, gußeiserner Ofen in der Ecke, spätliches Stroh auf dem Boden — Säcke, die den Eingang so dicht verschließen, daß kein Schimmer des Talglichtes verräterisch in den Graben dringen kann.

Die beiden, deren Heim das Erdloch ist, sind eben vom Postempfang gekommen. Sie sind beide bedacht

worden, reich bedacht: ein ganzer Stapel kleiner Päckchen liegt zwischen ihnen, noch uneröffnet, während sie ihre Briefe lesen. Briefe, die Bilder einer sagenhaft gewordenen, traumhaft unwirklichen Welt des Friedens im Halbdunkel ihres unterirdischen Daseins aufleben lassen. —

„Donnerwetter!“

Der Kriegsfreiwillige Dr. phil. Bernhard Römpler ist jäh aufgefahren. Das Briefblatt fliegt zur Seite, und mit hastigen Händen wühlt er in den Feldpostpäckchen. Jetzt hat er das Richtige gefunden — etwas Hartes, umfangreich Rundes, sorglich in graue Leinwand genäht — und wie in Andacht sieht er darauf nieder, dreht es nach allen Seiten, hebt es wiegend. —

Sein Freund und Kamerad, der Musikstudierende Wallbart, hat das seltsame Beginnen kopfschüttelnd beobachtet. „Sage mal — bist Du übergeschnappt?“ fragt er in freundschaftlicher Sorge. Römpler aber sieht es ihm an den Augen an, die in schier überirdischer Glückseligkeit leuchten.

„Menschenkind — ahnst Du denn, was ich hier habe? Welches Fest in diese schlichte Hülle gekleidet ist?“

„Gänsefisch?“

Ein Laut der Geringschätzung.

„Goulasch zum Aufwärmen?“

„Deine Fantasie hat allen Schwung verloren. Aber ich will Dir das Wunderbare nicht länger vorenthalten: Hummer-Mayonnaise ist es — Hummer-Mayonnaise!!! Eine Zweipfunddose erlesenster Hummer-Mayonnaise!!!“

Nun richtet sich auch Wallbart auf. Er ist ganz feierlichkeit, ganz freudige Ehrfurcht.

„Tu die Einwand fort! Unwürdiges Bettlerkleid einer Fürstin!“

Beutjam, die Kostbarkeit nicht zu verletzen, wird die Hülle entfernt, und das Rubinrot der emaillierten Blechdose leuchtet warm in ihren Händen — Hummer-Mayonnaise. Festlich gedeckte Tische, Blüten in lichttrunknem Kristall, hohe Räume, helle strahlendes Licht — Silber in schlanken, weißen Händen, Frauenlächeln, Musik, weiche, zärtliche Musik —

„Wer hat Dir das geschickt, Du Glücklicher?“ fragt Wallbart leise.

„Uns geschickt, Fritz! — Meine Schwester hatte diesen göttlichen Gedanken. Aber wir dürfen sie erst übermorgen öffnen — erst an meinem Geburtstag darf ich sie essen, schreibt sie ausdrücklich. Zwei Tage lang müssen wir es noch mit dem herrlichen Anblick genug sein lassen.“

„Wir wollen sie so aufstellen, daß wir sie immer sehen können! — Was meinst Du zu der Nische hier an der Seite?“

„Stell' sie mal versuchsweise hin —“

Der Boden der Nische wird geglättet und gesäubert, ein Stück Zeitungspapier sorglich ausgebreitet, ehe die Aufstellung erfolgt.

„Ganz schön,“ sagt Römpler nach langer kritischer Betrachtung. „Aber die Beleuchtung gefällt mir nicht recht. Vielleicht, wenn wir das Licht auf den Ofen stellen —“

Das Licht kommt auf den Ofen.

„Ja aber“, wendet nun Römpler ein, „ich kann ja nicht auf der linken Seite liegen. Wir müssen sie drüben bei Dir irgendwo unterbringen. Versuche es mal auf dem Wandbrett!“

„Das ist viel zu hoch — da geht der Eindruck ganz verloren. Aber dem Eingang — das wäre der schönste Platz.“

„Wenn wir da eine Nische bauen würden —?“

„Menschenkind — wir haben heute glücklich zwölf Stunden geschanz!“

„Sei doch nicht so entsetzlich faul! Komm, gib mal Deinen Spaten heraus.“

Und auf den Knien — aufrichten können sie sich nicht, dazu ist der Raum zu niedrig — beginnen sie mit Spaten, mit Pickel und Seitengewehr zu arbeiten. Es ist keine leichte Arbeit in dem harten Kalkboden, und nach halbständigem Mühen erst haben sie ihr Werk vollendet. Aber die Dose steht nun wirklich prachtvoll: sie brauchen nicht einmal den Kopf zu heben, um ihres rötlichen Glanzes teilhaftig zu werden. Lang ausgestreckt, mit den Köpfen auf den Cornistern liegen sie, in schweigende Betrachtung versunken. Draußen rollen und murren die Geschütze, und hier und da zittert und bebzt die Erde, daß schwere Tropfen sich von den Zeltbahnen lösen — sie achten nicht darauf. Sie hören es nicht einmal. Es ist ja immer das gleiche Lied, Tag für Tag. —

„Schläfst Du schon, Fritz?“

„Was willst Du?“

„Ich dachte eben — meinst Du nicht, daß wir unsere Behausung ganz gut ein bisschen tapezieren könnten?“

„Schwer“, kommt es nach einer nachdenklichen Pause zurück. „Aber wir könnten Holzwände bauen. Und dann schneiden wir die Bilder aus unseren Zeitschriften und nageln sie an.“

„Großartige Idee. Wir müßten die Bude überhaupt etwas vertiefen, daß man wenigstens stehen kann. Dann zimmern wir uns beim Ofen einen Tisch und eine Bank und machen uns die Sache ein bisschen gemütlich.“

„Morgen fangen wir an, Römpler!“

„Schweigen. Rot leuchtet es über dem Eingang. —“

„Fritz!“

„—??“

„Glaubst Du eigentlich, daß unser Unterstand bombensicher ist?“

„Aee, Römpler! Ist er nicht! Das kleinste Kaliber macht ihn kaput.“

Ein tiefer Seufzer.

„Wenn nur nicht gerade heute oder morgen —“

Der Rest ist Schweigen. Aber sie liegen nun nicht mehr ruhig nebeneinander, die beiden. Bald rückt der eine an seinem Cornister-Kopfstücken, bald der andere — von der linken drehen sie sich auf die rechte Seite, und sie atmen schwer wie in einer bangen Sorge.

„Römpler!“

„—??“

„Hast Du nicht noch 'n Stückchen Speck? — Ich habe Hunger.“

Er hat noch ein Stückchen Speck. Es wird in zwei Teile geschnitten, und still und ergeben kaut der eine rechts, der andere links. Aber rot leuchtet es über dem Eingang. —

„Weißt Du, Fritz — ich habe so ein Gefühl, als wenn wir morgen oder übermorgen abrücken. Eigentlich sollten wir doch schon lange weg.“

Wallbart fährt auf.

„Ja dann — wie bekommen wir dann unsere Sachen weg? Gerade jetzt haben wir eine Menge Zeug geschickt bekommen — ich kann nichts mehr in meinem Cornister unterbringen!“

„Na, ich gewiß nicht — wir müßten dann wohl irgend was hierlassen. Es kann ja auch so plötzlich kommen, daß wir gar nicht mehr Zeit haben —“

Schweigen. Schweres, düsteres Schweigen. Nur draußen murr't es und grollt es, ein schwerer Schritt patzt durch den Graben und eintönig plätschert der Regen. Da fragt der Dr. phil. Bernhard Römpler leise und zaghaft:

„Was meinst Du — wenn man so eine Büchse aufmacht — hält sich das Zeug dann noch? — Ich meine, — aufessen wollen wir es ja nicht — aber kosten — ein bisschen kosten —“

„Weshalb soll es sich nicht halten? — Wir haben es ja so schön frisch und kühl hier drin. — Und weißt Du — es könnte doch wirklich gerade unseren Unterstand treffen —“

„Mach' Du sie auf, Fritz!“

„Ich? — Dein Geburtstagsgeschenk ist es doch!“

„Fritz —“

„—??“

„Wir wollen uns schwören — heilig schwören — es nie zu verraten — aber ich halt's nicht aus, Fritz — essen müssen wir sie —“

Tapeziert wurde der Unterstand nicht. Auch nicht vertieft. Und Tisch und Bank kamen niemals hinein. — Aber am Geburtstag des Dr. phil. Bernhard Römpler machten sich die Kameraden ein besonderes Fest: sie wuschen sich wieder einmal gründlich in einer runden, glänzenden, rot leuchtenden Blechdose. — — —

Das Weihnachtsbrötchen.

Sinnliche Novelle. Autorisierte Übertragung von B. Baffe.

(Nachdruck verboten.)

Viele Jahre waren schon vergangen, ohne daß Juani Royni wie einst gekommen wäre, um das Weihnachtsfest bei seinen Eltern zu verbringen, und ohne ihnen auch sonst einen Besuch zu machen. Immer war er verhindert.

Erstens war die Reise von der Universitätsstadt, wo er wohnte, weit und teuer. Dann mußte er sich aufs Examen vorbereiten, und als er endlich Staatsbeamter war, hatte er in den letzten Jahren seinen Posten nicht verlassen dürfen, um eine mögliche Beförderung nicht zu verpassen, und endlich kam dann seine Heirat mit der reichen und schönen Elli Blum, die seine Eltern nur nach einer großen Photographie kannten, die er ihnen geschickt hatte.

Von da an war die Zeit schnell vergangen, und anfangs hatten die Tage eine lange, fröhliche Kette gebildet, die jedoch leider kläglich endete in traurigen Ereignissen und grausamen Sorgen.

Ellis Vater war gestorben und hatte alle Erwartungen enttäuscht, indem er kein Vermögen hinterließ. Mit ihren vornehmen Gewohnheiten sahen sich die jungen Leute jetzt fast im Elend infolge der Schulden, in die sie sich in Erwartung der großen Erbschaft gestürzt.

In immer kürzeren Zwischenräumen überlegte nun Juani, daß ja sein eigener Vater noch lebte und jetzt höchstwahrscheinlich wohlhabend war. Zu lange hatte er ihn vergessen, und er mußte nun suchen, sich ihm wieder zu nähern.

Nach einem ersten Brief, der nur allgemeine persönliche Mitteilungen und Entschuldigungen über sein langes Schweigen enthielt — das man jedoch nicht für Kälte halten dürfe — nach diesem ersten Briefe folgte ein zweiter mit vielen Anspielungen auf Kummernisse, die er jedoch noch nicht enthüllte. In dem dritten flehte er seinen Vater in rührenden Worten an, ihm sobald wie möglich in der schwierigen Lage zu helfen, in der er sich befände.

Die Antwort ließ zunächst auf sich warten und enttäuschte dann seine Hoffnungen aufs gründlichste.

Es war eine Zeit, in der der Bäckermeister Royni sich recht stolz auf seinen Erstgeborenen zeigte und sich hart plagte, um ihm eine gute Bildung geben zu können, die ihm selbst so oft gefehlt hatte.

Je mehr er mir zu verdanken hat, desto lieber wird er mich haben! dachte er, während er den Teig knetete oder die goldenen Brote ins Regal packte.

Diese Prophezeiung war nun nicht in Erfüllung gegangen.

Allein Royni, der sein Geschäft angefangen hatte mit einigen auf Kredit gekauften Säcken Mehl, verbrauchte gegenwärtig Tausende, die er mit schönem baren Gelde bezahlte. Mit Dampf getriebene Maschinen verrichteten alle Arbeit — er brauchte nur noch das Personal zu überwachen.

Gewiß, er hatte sie keineswegs vergessen, die ersten Jahre, die für ihn gewissermaßen nur ein ununterbrochener, harter Arbeitstag gewesen. Im Gegenteil, er dachte sogar oft daran, jetzt wo die leichtere Arbeit ihm Zeit ließ zum Denken. Und über was hätte er wohl grübeln sollen, wenn nicht darüber, daß er nur Andankbarkeit geerntet, wo er sich doch so hart für ihn abgemüht hatte.

„Wir haben so lange ohne einander gelebt, daß wir es auch ganz gut fernher können.“ Das hatte er ihm kurz und bündig zur Antwort gegeben.

Als er den in großer, ungeschickter Schrift gefalteten Brief gelesen und kein Wort des Trostes oder der Aufmunterung darin gefunden, wurde Juani von Verzweiflung ergriffen.

„Gut,“ sagte er, „ich brauche nicht mehr zu kämpfen. Der Ruin ist unvermeidlich. Nachher wird's der Vater schon bereuen . . . wenn es zu spät ist. Ach, was soll nun aus meiner jungen Frau werden, und aus unserem Kinde!“

Und händeringend lief er im Zimmer hin und her, als er einen Zettel bemerkte, der auf den Teppich gefallen war. Mechanisch hob er ihn auf und wollte ihn schon in den Papierkorb werfen, als er plötzlich die Worte las: „ . . . Deine dich liebende Mutter.“

Am ganzen Leibe zitternd näherte er sich der Lampe und las:

„Dein Vater weiß nicht, daß ich diesen Zettel in das Kuvert stecke. Wenn er Dir etwas Unangenehmes schreibt, so quäle Dich nicht zu sehr. Noch ist nichts verloren. Am besten wäre es, wenn ihr Kommen und euch mit ihm vertragen könntet. Ich bin fast sicher, es würde ihn glücklich machen. Weihnachten steht vor der Tür, und da . . .“

Weihnachten! Weihnachten! Er las dieses Wort, als sähe er es zum erstenmal oder könne den Sinn nicht erfassen.

Was war ihm dies fest gewesen in den verfloßenen Jahren? Nichts anderes als ein Schlemmertag, an dem man, ohne sich wirklich zu amüsieren, viel Geld mehr als gewöhnlich ausgab.

Oft waren die alten Erinnerungen in ihm aufgeseht und hatten ihm die früheren Zeiten wieder ins Gedächtnis gerufen. Doch nie hatte er auf sie hören oder ihrer leisen Mahnung folgen wollen.

Seine Mutter! Wie schön wäre es, ihren Händedruck wieder zu fühlen! Doch welche Demütigung würde er über sich ergehen lassen müssen!

Wie sollten sie den Mut finden, seine Frau und er, jetzt die Eltern zu besuchen, wo sie doch so lange gezögert? Und wie würden sie seine Gattin aufnehmen . . . ?

Nur noch einige Tage trennten sich vom Weihnachtsfeste, und die unbewußte, zärtliche Saat in seinem Herzen war gewachsen und erstickte jedes anderes Gefühl.

Schließlich machten sie sich noch im letzten Augenblick kurz entschlossen auf die Reise, ohne ihr Kommen überhaupt anzumelden.

Juani kamte die Heimat wieder, so sehr hatte sie sich verändert. Das sah er so recht ein, als sie vom Bahnhof nach Haus fuhren. Er war müde und fröstelte nach dieser schlaflos im Zuge verbrachten Nacht.

Seine Frau aber war äußerst munter und lebhaft und blickte neugierig auf das Leben, das in den Tagen vor dem Weihnachtsfeste auf den Straßen herrscht — sie erschien heiterer, als sie es lange gewesen.

Es war übrigens ein ganz ungewohntes Schauspiel, diese Männer, Frauen und Kinder zu sehen, von denen auch die Ärmsten mit einem Tannenbaum, Kerzen und allerlei Paketen abzogen. Wie strahlten sie alle vor Freude! Es war, als gäbe es gar keinen Kummer auf Erden. Tränen stiegen der jungen Frau in die Augen.

Das Wiedersehen zwischen Eltern und Kindern war höflich und weniger herzlich. Sie hatten einander so viel zu erzählen!

Währenddessen stand Juani in der guten Stube am Fenster und sah von der anderen Seite des Hofes auf das große steinerne Gebäude mit den mächtigen Glasfenstern und den hohen Kaminen, das jetzt an Stelle der armseligen Bretterbude da stand, wie er sie einst gekannt. Wie glücklich wäre er gewesen, hätte er nur den Vater fröhlich und herzlich wiedergefunden wie sonst!

Es wurde Abend. Die Bäckerei, deren Fenster sonst die ganze Nacht erleuchtet waren, lag jetzt im Dunkeln da.

Im Erdgeschloß saßen die Gesellen bei Tisch, und darüber im Speisesaal war auch gedeckt, und ein Leuchter stand vor jedem Gast. Mitten auf dem Tisch zwischen einem Schinken und einem Schweinskopf lag ein Berg Weihnachtsbrötchen, und in großen Steinkrügen schäumte herrliches Bier.

Unbemerkt schlich Juani von einem Zimmer ins andere — jedes Möbelstück, jeden Gegenstand erkannte er. Gott, wie viele ferne Erinnerungen riefen alle diese Dinge in ihm wach. Alles war so schlicht, so nett, so einladend!

Als sie alle um den Tisch saßen, wurde der Tannenbaum angesteckt. Der Vater, der ihm gegenüber seinen Platz hatte, bat Elli, sich neben ihn zu setzen, und diese Aufmerksamkeit freute sie merklich.

Nach und nach wurde die Tafelrunde lebhafter, und es herrschte allgemeine Heiterkeit. Doch, obgleich er ab und sich an der Unterhaltung beteiligte, lebte Juani doch wie im Traum. Sein Blick wandte sich vom Vater zur Mutter, vom Bruder zur Schwester.

Die Mutter, wie klug und überlegend erschien sie ihm! Wie waren seine Geschwister so fröhlich und gesund! Ein leises Gefühl des Neides regte sich in seinem Herzen.

Heimlich beobachtete er den Vater. Und je länger er hinsah, desto klarer wurde es ihm, daß seine strenge Miene von heute morgen nur eine Maske war. Unmöglich konnte dieser Mann mit dem rosigem Gesicht, der da mit seiner jungen Frau scherzte, so hart und unbarmherzig sein! Vielleicht wollte er dadurch zeigen, daß er nur noch seinem Sohne grollte? In der Tat, nur für ihn hatte er kein freundliches Wort.

Nun begegneten sich ihre Blicke, allein sie schlugen beide die Augen nieder.

Der Vater freute sich, wie er sagte, eine Schwiegertochter zu haben, die nicht nur schön und reizend war, sondern auch vernünftig und weise in ihren Worten. Er legte ihr viele gute Eigenschaften bei, und ein schalkhaftes Lächeln glitt ihm übers Gesicht, als er verschönte

über den Tisch blickte und sah, daß sein Sohn die Weihnachtsbrötchen prüfte.

Anfangs kam es Juani ein wenig lächerlich vor, daß man die alte Sitte beibehalten hatte, die doch nur für Kinder paßte. Ähnlich aber wurden alte Erinnerungen und vergessene Gefühle wieder in ihm lebendig, und er sah ein, daß ohne diese Brötchen mit Rosinen, ganz wie in seiner Kindheit, kein rechtes Weihnachtsfest möglich war.

In einem solchen Brötchen hatte er einst seine erste Uhr gefunden . . . alle Einzelheiten dieses Ereignisses standen ihm wieder vor Augen, als sei es gestern gewesen.

Unwillkürlich wendete er das vor ihm liegende Brötchen um. Auch dies war mit einem Deckel versehen, und durch den Spalt hing ein Stück Papier heraus. Er entfaltete es — es war eine Banknote.

Vater und Sohn sprangen beide zugleich auf und maßten einander mit unsicherem fragendem Blick. Es herrschte ein großes Schweigen, als wäre niemand im Zimmer gewesen. Und plötzlich lagen sie einander in den Armen.

„O, Vater, das ist zuviel! Das habe ich gar nicht verdient. Von ganzem Herzen, von ganzem Herzen Dank!“

„Wende Deine Dankbarkeit lieber meinem Handwerk zu,“ sagte der Vater, „diesem Handwerk, das Dir zu gewöhnlich schien. . .“

Das war sein letztes bitteres Wort — nun weinte und lachte er zugleich.

„Welch' ein Glück, daß ihr gekommen seid, Kinder!“ fügte er hinzu. „Ich hätte euch ja sonst meinen Weihnachtsgruß schicken müssen, und zum Kuckuck, das Schreiben ist nicht meine Sache!“

Und er wendete sich zu dem Sohne:

„Hoffentlich hast Du meinen Brief doch verbrannt, Juani?“

„Nein, Vater, ich habe ihn aufbewahrt, wie ich dieses Brötchen aufbewahren werde. Dein Brief hat mich zum Nachdenken angeregt, und dank dieses Brötchens bin ich ein neuer Mensch geworden!“

Rein Klang der aufgeregten Zeit.

Skizze von Albert Peterfen.

(Nachdruck verboten.)

Von Lomza bis Grodno waren wir gezogen unter hartnäckigen Kämpfen. Auf Grodnos Straßensplaster war so mancher unsrer wackeren Kerls zusammengetrochen. Ostlich von der Festung schlug mir so'n verd—Granatsplitter in den Kopf, machte vernünftigerweise an der Schädeldecke halt. Lazarettwochen — Einsatzbataillon — Urlaub. —

Und im Lodenanzug, in hohen Stiefeln und verblichenem grünen Hut mit kurzen Bussardfedern zog ich durch die heimliche Heide. Die Rauchwolken aus der kurzen Jägerpfeife vermischten sich mit dem Nebel, der auf dem braunen Erikafrant lastete. Wie gespenstische Wurzelmannchen kauerte hier und da knorriges Eichen-gestrüpp. Von der nahen Westsee her drang das Kreischen der Brachvögel. Kläglich schreiend glitten Wildgänse in niedrigem Flug dahin. Die Abenddämmerung kroch immer drohender von Osten her. Eiliger schritt ich dem kleinen Dorfe zu, aus dessen Fenstern einladend hier und da röthlicher Lichtschein durch den Nebel drang.

Ich erreichte die Landstraße. Leute, die mit Körben beladen aus der Kreisstadt kamen, boten mir heimatischen Gruß. Ein Junge trieb mit lautem Heuhü einige Kühe vor sich her. Vom Dorfe klang das Spiel einer Handharmonika. Sonst tiefe Stille rings.

Durch den kleinen Vorgarten trat ich in das Haus in dem schon zu meiner Knabenzeit der alte Oheim gewohnt hatte. Und wie früher saß er, der in meinen Kindertagen schon graubärtig wurde, im Lehnstuhl und paffte aus der langen Pfeife mit den langen schwarz-rothgoldenen Troddeln.

„Na, ist wohl nakalt draußen?“

„Westküstenwetter, wie's sich im Herbst gehört,“ antwortete ich, mir die Jägerpfeife neu stopfend und mich zu ihm setzend.

Durch die geöffnete Offentür fiel warmer roter Feuerschein auf den glatten Fußboden. Eine Weile saßen wir in der wachsenden Dämmerung, dann rief mein Oheim: „Petrea, die Lampe und 'n Teepunsch.“

Und als das junge flachhaarige Friesenmädchen uns beides gebracht hatte, blickte ich sinnend auf die verbläuten Photographien und Schattencisse, die in schwarzangelaufenen Goldrahmen an den Wänden hingen — alles wie früher. Wenigstens aus den Erzählungen der älteren Verwandten kannte ich sie alle.

Da war das rassistige Gesicht des hünenhaften Oheims Bertelsen, der in toller Laune einmal gewettet hatte, er wolle sich vor einen zweispännigen Schlitten spannen und ihn allein zur Kreisstadt ziehen. Er hatte seine

Wette gewonnen und galt als der stärkste Mann des Dorfes. Aber jener Stier, der ihn später mit den Hörnern tötete, war doch stärker gewesen als Ohm Bertelsen. Und da das reizende Profil eines jungen Mädchens, — ein Schattenriß war's, aber ich glaubte das schöne Gesicht in seiner ganzen herben Mädchenreinheit zu sehen, glaubte den stolz zurückgedrängten Schmerz zu lesen. Der stattlichste und reichste Bauernsohn der ganzen Nordermarsch hatte um sie geworben, und sie liebte ihn. Aber in einer trunkenen Stunde hatte er sich an einer törichtigen Dienstmagd seines Vaters vergriffen, und nun schickte ihn die, welche er wirklich liebte, stolz fort und wies ihn an die Betörte: „De mußt Du nehmen; heft Du se schänd't, mußt Du se of ehr'n.“ Und sie ist ein altes Mädchen geworden in ihrem herben Entfagen. Ich habe sie noch gekannt, als ich Junge war. Da wohnte sie in einem Häuschen am Ende des Dorfes. In den Fenstern blühten feuerrote Geranien, und im Eichenispind hatte sie immer Apfel oder Eingemachtes für uns Kinder.

Auf ein anderes Bild fällt mein Blick. Eine verblichene Photographie. Drei stramme junge Männer mit den schmalen schwarzen Kragenschleifen einer entschundenen Zeit. Die Gesichter verraten, daß es drei Brüder sind, wenn die Züge des einen — des jüngsten — auch weicher sind als der trohige Ausdruck der andern. Sie waren die Söhne eines Geestbauern, der in einer Zeit verarmte, als der Boden nicht einmal die Steuern wert war. Aber ihr reicher Oheim hatte dem der drei Brüder seinen großen Marschhof gegeben, der des Oheims Pfliegerochter heiraten wollte. Doch der Älteste lehnte stolz ab und heiratete ein armes Mädchen, mit dem er sich drüben in Kalifornien ein neues Leben zimmerte. Auch der zweite sagte stolz, er wollte nicht an den Traualtar treten, um sich einen Marschhof zu ergattern. Das hörte der reiche Oheim und soll zornig geschrien haben: „Wenn nun der dritte von euch das Mädcl nicht will, bekommt ihr nicht einmal die Disteln von meinem Besitz.“ Und die ganze Nordermarsch blickte nun gespannt auf den dritten der drei Brüder.

Der dritte aber hat das Mädchen wirklich lieb gehabt, hat es aber nie verraten, weil er fest glaubte, einer seiner älteren Brüder würde es zur Frau nehmen. Als nun auch der zweite die Ehe ablehnte, wäre dem Jüngsten der Weg frei gewesen. Und das Mädchen, das den beiden andern stets scheu ausgewichen war, sah ihn öfter fragend an und schien zu erwarten, daß er sie fragte. Aber die ganze Gegend war jetzt gespannt, ob auch der dritte sich den schönen Marschhof entgehen lassen wollte, und er mochte bei dem Mädchen nicht in Verdacht kommen, als wollte er sie nur des Besitzes wegen heiraten. Und er fragte sie nicht.

Der Oheim war wütend. Er hatte draußen auf der Geest, wo sie am sandigsten ist, einen entfernten Verwandten mütterlicherseits wohnen. Den nahm er zu sich in der Absicht, der sollte seine Pfliegerochter heiraten. Der junge Kämerssohn von der Geest wußte auch bald des Oheims Gunst zu erschmeicheln und war gern bereit, das Mädchen mit dem Hof zu nehmen. Da geschah aber etwas, was der starrköpfige Marschbauer nicht erwartet hatte. Das Mädchen, das sonst so still und gefügig in Küche und Keller gewirkt hatte, trübte sich hartnäckig. Lieber wollte sie als Magd zu fremden Leuten gehen als sich irgend jemanden an den Hals werfen lassen.

„Kannst Du haben,“ schrie ihr Pflegevater, und Thea Gebßen verließ den reichen Hof, um bei fremden Leuten zu dienen.

„Dübel,“ sagten die Bauern der Nordermarsch und angrenzenden Geest, als sie es hörten. „Dübel, Dübel,“

braunnten sie, als bekannt wurde, daß der Alte dem Geestkätner seinen stolzen Besitz vermacht hatte.

Dann aber kamen sie aus dem „Dübel“ rufen nicht heraus, wußten nicht, ob sie sich wundern oder tolllachen sollten. Denn jetzt verlobte Klaus Johannsen, der dritte der drei Brüder, sich mit dem Mädchen, das ihm vor kurzem den schönsten Marschhof eingebracht hätte.

Am tollsten soll der stolze Oheim sich benommen haben. Wie ein Verrückter wettete er, während er behauptete, daß die ganze Welt verrückt geworden wäre.

Sinnend saß ich da und betrachtete das Bild der drei Brüder, bis das Räuspern meines greisen Oheims mich aufblicken ließ. Er hatte die Pfeife aus dem Mund genommen und hielt mir seine Punschbasse zum Anstoßen hin.

Jetzt wird er dich auffordern zu erzählen, zu berichten von „draußen“, von Blut und Tod. Aber ich mochte mir den Zauber dieser stillen Stunde nicht stören lassen und sagte schnell: „Erzähle etwas aus vergangenen Tagen.“

Und während er, wieder dicke Rauchwolken passend, wohl noch überlegte, ob er von alten Husumer Märkten, vom Bau der Marschbahn, von seiner Flucht aus dem Sonderburger Schloß Anno 64 berichten sollte, sagte ich bittend: „Von Deiner Ehe, Ohm Klaus.“

Und der weißbärtige Klaus Johannsen erzählte sinnend mit jugendlich glänzenden Augen von den glücklichen Jahrzehnten, die er mit Thea Gebßen verlebte hatte.

„Leicht war das Leben nicht in der ersten Zeit. Der sandige Geestboden gab wenig her, und mochte er noch so sehr mit Schweiß gedüngt werden. Aber Theas zuversichtliche Augen verscheuchten jede Verzagttheit, und ihr glücklich dankbarer Blick gab neuen zähen Mut für den nächsten arbeitsreichen Tag. Und die Bören lachten, wenn der Vater ihnen mit der rauhrissigen Hand tollpatschig vorsichtig die roten Backen streichelte.“

Dann nachher in der preussischen Zeit bekam ich noch die Verwaltung der Postagentur. Machte Thea und mir, denen der Spaten vertrauter war als der Federhalter, zuerst böse Mühe und Kopfschmerzen, aber's brachte bares Geld, Junge, und das kann der kleine Bauer brauchen, um Stellmacher und Schmied zu bezahlen. Und dann —“

Mein alter Oheim lachte herzlich.

„Und dann wurde ich allmählich solch großer Held der Buchstaben und Zahlen, daß ich sogar die Verwaltung der Gemeinde-Sparkasse übernehmen konnte. Und nun war das Sorgen vorbei. Aus der Zeit kennst Du uns ja, Junge. Du hast mit meinen Schlingeln Bienen gepflückt und Hossen zerrissen, hast Tante Theas Backwerk bewundern können und Dir wohl eingebildet, auf einem mächtig wohlhabenden Bauernhof zu Gaste zu sein. Und was mich am meisten freut, Du erinnerst Dich noch, daß Tante Thea so heil und lustig lachen konnte, wie sonst nur junge Mädchen lachen.“

Wieder schwiegen wir.

Im Ofen knisterte mollig das Torffeuer. Die Lampe warf gelben Schein auf die bildergeschmückten Wände, auf des Oheims Silberhaar. Neuer Teepunsch duftete anheimelnd und einladend in den flachen Kopenhagener Tassen, deren bunte Muster vom Geichmar früherer Zeit erzählten.

An die Fenster Scheiben schlug der Regen, rüttelte der rauhe Herbstwind unser Küste und erzählte in unheimlich raunendem Ton von den Spuk- und Spökenkiekergeschichten der Marsch.

Sonst tiefe Stille rings. Nur wie aus weiter, weiter Ferne, als ginge es mich nicht an, war es mir, als hörte ich: „Neuer Angriff der Franzosen — weiterer Vormarsch auf dem Balkan . . .“

Ein Märchen.

Von Hans Gäßgen, Wiesbaden.

(Nachdruck verboten.)

Es waren einmal zwei Geschwister, Bruder und Schwester. Sie hießen Tag und Nacht.

Köstliches Spielzeug nannten sie ihr eigen. Das kostbarste aber waren zwei Kugeln, ein Geschenk ihres Vaters, den sie den Herrn nannten.

In lichtigem Gold erstrahlte die Kugel des Tages; matt-silbern war die seiner Schwester.

Nichts Schöneres kannten die Geschwister, als sich zu vergnügen mit den Geschenken ihres heiligen Vaters.

Wieder trieben sie einmal ihr herrliches Spiel. Voll froher Laune warfen sie sich die Kugeln zu.

Doch, Entsetzen!

Der Bruder griff fehl, und in jähem Fall stürzten die Bälle zur Tiefe.

Zwar gelang es dem Tag, sie noch zu erfassen, aber der Vater war erzürnt:

„Meine heiligen Geschenke habt ihr entweiht in kindlich-losem Spiel; zur Sühne seid getrennt für ewig.“

So geschah's.

Von dieser Stunde an war das Spiel zu Ende.

Allein vergnügt sich der Tag mit seiner Kugel, die wir die Sonne nennen; ohne Freund spielt die Nacht mit dem silbernen Ball, dem stille leuchtenden Mond.

Und so wird es bleiben für alle Ewigkeit nach dem Gebote des Vaters, den sie den Herrn nennen.



Inhalts-Verzeichnis.

Koveletten, Skizzen und Plaudereien.

- Angst. Von E. Zieselsch. Nr. 8.
Aus junger Ehe. Von H. Schede-Heller. Nr. 11.
Christmesse. Von Mia Munier-Wroblewska. Nr. 16.
Das alte Lied. Von Anna Gade. Nr. 14.
Das Gebetbuch. Von Martin Proskauer. Nr. 4.
Das Jahr der Knaben. Von Dr. Hans Wantoch. Nr. 5.
Das Lied von der großen Sehnsucht. Von Else Sparwasser. Nr. 15.
Das Märchen vom König Ahab. Von Michael Charol. Nr. 12.
Das Weihnachtsbrötchen. Von H. Hesse. Nr. 16.
Der Aberglaube im Heizwesen. Von Dr. H. Eug. Nr. 2.
Der Amokläufer. Von Alfred Bratt. Nr. 1.
Der deutsche Schriftsteller nach dem Kriege. Von Alfred Bratt. Nr. 1.
Der Feindling. Von Hellmuth Unger. Nr. 8.
Der gegenwärtige Stand unserer Stickstoffindustrie. Von Dr. H. Eug. Nr. 1.
Der grüne Degentropf. Von Marcello Rogge. Nr. 13.
Der Idealist. Von U. Meren. Nr. 14.
Der Krieg in der Medaille. Von Pius Alexander Wolff. Nr. 7.
Der Tröster. Von Wilhelm Scharrelmann. Nr. 10.
Der Wiederaufbau Ostpreußens als künstlerische Tat. Von Dr. Paul Landau. Nr. 6.
Der Wille zum Leben. Von Minna von Konarski. Nr. 9.
Deutsche Symbole. Von Pius Alexander Wolff. Nr. 2.
Die alten Kulturstätten an der Bagdadbahn. Von E. Hampe. Nr. 11.
Die blaue Blume. Von Bertha Freifrau von Nauendorf. Nr. 6.
Die Freundin. Von Rose Margulies-Hirschhorn. Nr. 10.
Die Heldin. Von M. W. Sophar. Nr. 2.
Die Hummer-Mayonnaise. Von Hellmuth ten Moor. Nr. 16.
Die kleine Lie . . . Von Käte Kubowski. Nr. 7.

- Die Nähmaschine. Von Paul Alexander Schettler. Nr. 15.
Die Ordenslotterie. Von Karl Paull. Nr. 9.
Die Schuld der Frau Wiedengert. Von Hedwig Rehmann. Nr. 5.
Die Verschwörung. Von Waldemar Bonsels. Nr. 5.
Dschibad. Von Johanna Weiskirch. Nr. 3.
Ein Jahr meines Lebens. Von Ilse-Dore Tanner. Nr. 10.
Ein Märchen. Von Hans Gäßgen. Nr. 16.
Ein Rettungsweg für unsere ertaubten Krieger. Von Dr. Paul Landau. Nr. 12.
Goethe als Gartenfreund. Von Dr. Paul Landau. Nr. 5.
Goethe und der Islam. Von Heinz Amelung. Nr. 12.
Gottlob Meißbachs Liebe. Von Marcello Rogge. Nr. 7.
Großstadt-Spaziergang. Von Josepha Meß. Nr. 4.
Heinrich Lieres Anfechtung. Von E. Fries. Nr. 14.
Herr f. R. Von Br. Schippang. Nr. 1.
Historisches aus dem Reich der Küchenfeen. Von Dr. Kurt Haad. Nr. 11.
Im Busch. Von Ketha Klischer-Merzenich. Nr. 2.
In letzter Stunde. Von Mag Schiefelkamp. Nr. 3.
Joan Jensen. Von Mag Bittrich. Nr. 13.
Kein Klang der aufgeregten Zeit. Von Albert Petersen. Nr. 16.
Kinder-Erziehung. Von Dr. Paul Bege. Nr. 5.
Kleidung aus Holz. Von Dr. med. Walther Blumenthal. Nr. 14.
Kriegskosten und Volksgesundheit. Von Dr. med. Walther Blumenthal. Nr. 15.
Lulu. Von Paul v. Hohenau. Nr. 6.
Mirko und Fatme. Von U. Gräfin von Broddorff. Nr. 15.
Neues aus der Eiweißchemie. Von Dr. van Troy. Nr. 7.
Osterfeuer. Von Jens Kornsen. Nr. 8.
Rasse. Von Hellmuth Unger. Nr. 11.
Reiterod. Von Waldemar Bonsels. Nr. 1.
Sankt Helena. Von Paul Frémeaux. Nr. 4.
Schaltjahr und Schicksalstag. Von Dr. J. Stanjek. Nr. 9.
Schuld. Von Else Sparwasser. Nr. 9.

- Schauspieler-Vagabunden. Von Hermann Kienzl. Nr. 6.
Schutz dem Dichter. Von Alfr. Bratt. Nr. 14.
Stanislaus Cauers Hindenburg- u. Eudendorffbüsten. Von Dr. Paul Landau. Nr. 8.
Städtische Getreide- u. Mehloversorgung von ehemem. Von Bernh. Hagenbach. Nr. 3.
Weltkrieg und Aberglaube. Von Alfred Bratt. Nr. 9.
Wie Christopher Ludwig gegen die Engländer kämpfte. Von Dr. Arthur Heldt. Nr. 3.
Wie der Winkelbert an den Krieg glauben mußte. Von Anna Burg. Nr. 6.
Wunden. Von Konrad Mart. Laut. Nr. 12.
Zur Kulturgeschichte unsrer wichtigsten Lebensmittel. Von Dr. Johannes Kleinpaul. Nr. 10.

Gedichte.

- Als ich das Grab meines Bruders suchte. Von Karl Freiherr von Berlepsch. Nr. 8.
Am Sonntag. Von Marie Sauer. Nr. 11.
Die Sonnenjöhne. Von Eija v. Nathusius. Nr. 9.
Die Stunde. Von Elsa Stuger. Nr. 12.
Die Weide. Von Leo Sternberg. Nr. 7.
Ein Heldengrab. Von Clara Schelper. Nr. 10.
Frankreichs Schuldkonto. Von Walther Schulte vom Brühl. Nr. 4.
Glockengröße. Von Eija v. Nathusius. Nr. 13.
Herbsttag. Von fr. Hebbel. Nr. 14.
In der Verbannung. Von einem Kriegsgefangenen in einem franz. Lager. Nr. 15.
Lenzlied. Von Nikolaus Lenau. Nr. 5.
Mütter. Von Clara Schelper. Nr. 3.
Nachtstück. Von Friedrich Kerst. Nr. 6.
Weihnachten 1916. Von Clara Schelper. Nr. 16.
Winternacht. Von Nikolaus Lenau. Nr. 2.

Deutsche Städtebilder.

- Braunsberg und sein Kreis. Von Dr. Paul Landau. Nr. 15.
Heilsberg, das ostpreussische Rothenburg. Von Dr. Paul Landau. Nr. 4.

Historische Frauen-Silhouetten.

- Unbekannte Liebesbriefe der Zarin Katharina d. Gr. und Puschkins. Von Anastasia Tschebotarewskaja. Nr. 13.